

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Katie Hale

MEIN
NAME
ist
MONSTER

Aus dem Englischen
von Eva Kemper

S. FISCHER



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei S. FISCHER
Die englischsprachige Originalausgabe
erschien 2019 unter dem Titel »My Name is Monster«
bei Canongate Books Ltd., Edinburgh.
© 2019 Katie Hale

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Lektorat: Friederike Arnold

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397469-0

TEIL EINS

MONSTER

Ich bin auf eine fürchterliche, menschenleere
Insel geraten. Es gibt keine Hoffnung,
sie je wieder zu verlassen.
Aber immerhin lebe ich noch und bin nicht
ertrunken wie alle meine Kameraden.

Daniel Defoe, *Robinson Crusoe*

Wenn die Welt in Flammen steht, vergisst man leicht, dass es Eis gibt.

Die meisten vergaßen es, nicht alle. Ich kannte mehr als ein Jahr lang nichts anderes als eisige Kälte. Ich lebte mit dem Eis, auf dem Eis, im Eis – gefangen auf der Insel, während der Rest der Welt in Raserei und Krankheit versank. Während die Raketen einschlugen und tausend Grad heiße Feuer über die Städte hinwegfegten, konnte ich mich kaum warm halten.

Erfrierungen und eine Kälte, die bis ins Herz schneidet: Sie sind der Preis fürs Überleben.

Was dann?

Nachdem alle anderen gestorben waren, saß ich drei Tage lang am Fenster und sah zu, wie der Gletscher knarrte und brach. Als ich meine Hose auszog, schuppte sich meine Haut, und meine Beine juckten. Ich kratzte die tote Haut ab, bis ich rosig und wund war, dann zog ich mich wieder an.

Ich musste an die Wissenschaftler denken, die vor zwanzig Jahren in eine Spalte gestürzt waren und die man nie gefunden hatte, an ihre kleinen Körper, die eines Tages aus dem Gletscher hervorgleiten würden wie Babys bei der Geburt, starr gefroren und in ihren bunten Schutzanzügen perfekt erhalten.

Die Leute glaubten, Eis wäre weiß, aber das ist es nicht. Es steckt viel Geschichte in ihm, die nur darauf wartet, hervorzukommen.

Der Strand schmeckt nach Haut und Salz. Sand knirscht zwischen den Zähnen. Als ich die Hand bewege, spüre ich, wie sich die Sandkörner bewegen.

Langsam hebe ich den Kopf. Ich setze mich auf und huste. Zuerst, um den Hals freizubekommen, um die Kehle von Sand und Meerschäum zu befreien – dann breitet sich der Husten aus, er sinkt und quillt, bis ich aus dem Bauch huste, bis er meinen ganzen Körper durchschüttelt. Ich huste und übergebe mich auf den Sand, wieder und immer wieder, bis nur noch Galle kommt.

Ich wische mir den Mund mit dem Ärmel ab und atme mehrmals tief durch.

Hier hat das Meer mich also ausgespuckt.

Zu meiner Rechten erstreckt sich ein breiter Sandstrand, kilometerweit bis zum Nebel und der Meeressicht am Horizont. Vor mir folgt ein niedriger Felshang mit vereinzelten Bäumen und Seemöwen dem Verlauf des Ufers. Möwen nisten auf Vorsprüngen und ziehen über den Felsen kreischend ihre Kreise. Jeder Stein ist mit weißen und grauen Schlieren überzogen. Es ist unfassbar laut. Nach der völligen Stille auf Spitzbergen stürmen die Geräusche regelrecht auf mich ein. Ich hatte vergessen, wie laut das Leben sein kann.

Hinter den Seemöwen, wo der Felshang auf den schweren grauen Himmel trifft, wachsen struppiger Farn und Heidekraut. Die Pflanzen sehen so zäh und knorrig wie die Bäume aus, mit Altmännerfingern krallen sie sich an den Stein.

Nach Wochen in der Kälte sind meine Hände gerötet und spröde, die Knöchel entzündet, die Finger sehnig und rissig. Wenn ich sie dehne, spüre ich, wie Luftbläschen im Knorpel knacken. Meine Mutter hatte die Finger einer Pianistin, elegant und schlank, die Nägel in Form gefeilt und akribisch poliert. Meine Hände sind besser.

Ich blicke nach links, wo eine Felsgruppe das Meer umlenkt und die Wellen gegen den Strand schleudert. Deshalb bin ich ausgerechnet hier gelandet.

Als ich mich zum Wasser umdrehe, sehe ich das Boot, mein Boot. An den Felsen vor dem Ufer zerschellt und angespült, wiegt es sich in der Dünung. Besser gesagt das, was noch von ihm übrig ist.

Wäre ich eine Seefahrerin, würde ich wahrscheinlich *sie* und nicht *es* sagen. Dann würde ich vielleicht an diesem einsamen Strand stehen und bedauern, dass ich nicht mit ihr untergegangen bin. Aber das bin ich nicht.

Als ich mich hochkämpfe, schmerzt meine rechte Körperhälfte, der das Meer und die Felsen übel mitgespielt haben. Wieder atme ich tief ein. Ich habe nicht so lange überlebt, um an einem vollgekackten Strand in Schottland zu sterben.

Ich wate ins Wasser. Der Sog zieht an meinen Füßen, nicht mehr mit dem festen Griff des Sturms, aber noch spürbar, wie ein Echo.

Wahrscheinlich finde ich nur noch Trümmer und ein paar durchnässte Überreste, doch zum ersten Mal seit Wochen kann ich erleichtert aufatmen. Die Kajüte ist unversehrt geblieben.

Ich stopfe in meinen Rucksack, was hineinpasst, und

trage ihn mit hochgerekten Armen zum Ufer. Als Kind habe ich einen Film gesehen, in dem ein Krieger einen Fluss durchquerte und dabei sein Schwert, seinen wertvollsten Besitz, dem Himmel entgegenstreckte wie als Segen, damit es nicht nass wurde. Mein Segen ist ein Rucksack voll mit Kleidung, Lebensmitteln, einem Schlafsack, zwei Rollen Pflaster, einem Schweizer Taschenmesser, einem Seil, einem Feuerzeug. Diese Dinge werden mich am Leben erhalten.

Vier Mal kehre ich zum Boot zurück und berge, so viel ich kann, hole erst alles Essbare und breche dann trockene Planken ab. Am Strand entzünde ich oberhalb der Flutlinie ein Feuer. Ich denke nicht daran, sie zu betrauern – ich verbrenne ihre Knochen, um mich zu wärmen.

Nachdem ich meine von Salzwasser triefende Kleidung gegen lediglich feuchte getauscht habe, suche ich den Strand nach allem ab, was noch angespült wurde. Ich sammle Tragetaschen ein, zwei verschiedene Socken, die ich am Feuer trockne, eine Plastikflasche, eine Schnur. Meine Sammlung lege ich in akkuraten Reihen auf den Sand, wie ein Kalender zeigt sie mir an, wie viel Zeit mir bleibt. Wenn ich nichts anderes finde, kann ich nur noch acht Tage überleben.

Ich packe meinen Schlafsack aus und schlafe ein, bevor die Sonne untergeht.

Als ich aufwache, ist das Feuer heruntergebrannt, und das Meer hat sich die Bootstrümmer geholt. Ich esse einen Teil der verderblichen Lebensmittel, packe meinen Rucksack und schnüre meine Stiefel. Als ich den niedrigen Felshang

hinaufkletterte, stürzen die Möwen kreischend auf mich
herab, aber ich beachte sie nicht.

Oben angekommen, marschiere ich los.

Ich laufe weiter, weil es irgendwo Nahrung und Wasser geben muss. Ich laufe, um eine Zuflucht zu finden. Ein Ziel wähle ich nur aus, weil *überall* als Möglichkeit zu groß ist.

Meine Eltern haben gute sechzig Kilometer von Schottland entfernt gewohnt. Das schottische Festland ist fast fünfhundert Kilometer lang. Ich weiß nicht, wo ich gestrandet bin, aber wenn ich im Schnitt fünfzehn Kilometer am Tag schaffe, sollte ich in einem Monat zu Hause sein.

Natürlich werde ich viel länger brauchen. Ich werde mich verlaufen. Um Dörfer und Städte schlage ich einen Bogen, so gut es geht. Ich meide ihre zerbombten, zerstörten Häuser und die von der Krankheit gezeichneten Leichen, versteckt wie ein lauerner Virus im Blutkreislauf.

Auch die Straßen werde ich meiden, sie sind verstopft von den Autos der Menschen, die vor den Explosionen oder der Seuche fliehen wollten. Derjenigen, die nicht schon dem Krieg oder der ihm folgenden Krankheit zum Opfer gefallen waren, die es zu den sogenannten Schutzzentren schaffen wollten, bevor die ihre Tore verammelten. Wer weiß denn, wie viele Blindgänger auf dem Asphalt liegen? Wer weiß, welche Sprengladungen oder Gase oder Krankheitserreger die Geschosse enthalten?

Ich werde mich an Felder, Moor und Heide halten. Die Natur war für mich schon immer berechenbarer – aber auch auf diesem Weg erwarten mich Hindernisse. Ich

werde immer wieder Rast machen und nach Nahrung suchen müssen, und dazu kommt das unvermeidliche Ritual des Lebens. Das Überleben ist eine zeitaufwendige Sache.

Trotzdem verspüre ich tief in mir den Drang, nach Hause zurückzukehren. Ich bin wie eine Brieftaube, die es zu dem Ort zieht, an dem sie mit Futter und Wasser versorgt und vor herumstreifenden Füchsen geschützt wurde, auch wenn dort niemand mehr ist, der sie behütet. Es ist wohl so etwas wie eine Pilgerreise. Ein Opfer, das als Schmerzen und Blasen an den Füßen dargebracht wird – eine Absolution. Ich muss mit eigenen Augen sehen, dass es meine Eltern nicht mehr gibt.

Manchmal träume ich davon. Nicht von unserem Haus, sondern von der Reise, dem unablässigen Streben dorthin. In meinen Träumen steige ich den Hügel hinter dem Haus meiner Eltern hinauf, oder ich schleppe mich die schmale Straße zu ihrem Dorf entlang, aber jedes Mal wache ich auf, kurz bevor ich ankomme. Immer liegt noch ein weiteres Stück Weg vor mir.

*

Mein Vater hat mich Monster genannt. Es war ironisch gemeint, glaube ich – eine liebevolle Neckerei.

Als ich älter wurde, wollte meine Mutter, dass er damit aufhört, aber der Name umschloss mich längst wie ein fester Panzer. Es sei eine Schande, sagte sie, dass ein so hübsches Kind einen hässlichen Namen habe.

Meine Mutter klagte oft darüber, dass ich meinen Pausbäckchen und Locken nicht gerecht wurde. Sie hieß Beatrice und trug ihren Namen wie einen eleganten Pelzmantel. Ich passte mich mit der Zeit meinem Namen an und entwuchs meinen Locken. Ich glaube, wenn es alle anderen nicht schaffen, kann man nur als Monster überleben.

Ich setze mich auf einen bröckelnden Stein neben einem Gehölz, wo ich noch das Meer riechen kann.

Hier ist das Gelände weit und flach, und ich fühle mich wie auf einem hohen Berg. Der Boden scheint nur bis zur nächsten niedrigen Mauer und dem kalten Himmel dahinter zu reichen. Ich beobachte helle Wolken, die am Horizont entlangeilen, bis es mir so vorkommt, als würde sich die ganze Welt bewegen.

Einen Augenblick lang kann ich mir fast vormachen, es hätte keinen Krieg gegeben, keine Krankheit, keinen unabwendbaren Letzten Herbst. Dann bleibt mein Blick an dem Gras hängen, das den untersten Balken eines Weideters überwuchert, eines der leisen Zeichen, die überall zu sehen sind. Alles liegt brach, die Menschen mussten der Natur die Kontrolle überlassen, nachdem der Krieg sie in die Städte getrieben und die Krankheit sich unter den letzten Dorfbewohnern ausgebreitet hatte.

Auf meiner rechten Ferse wölbt sich eine zwei Zentimeter große Blase. Ich zerdrücke sie mit den Fingernägeln, und eine klare Flüssigkeit rinnt über meinen Daumen. Ich bleibe dort sitzen, während die kalte Luft in die wunde Stelle sticht, bis mein ganzer Körper taub wird. Dann klebe ich ein Pflaster auf die Ferse und ziehe meinen Stiefel wieder an.

Als ich fünf war, begann ich, in den alten Schuhkartons meiner Mutter Sachen unter meinem Bett zu horten. Ein Sammelsurium von Alltagsgegenständen: Ersatzkabel, alte Telefone, der Toaster, der weggeworfen werden sollte. Im Licht der Schreibtischlampe bastelte und tüftelte ich mit zusammengekniffenen Augen, bis sie wieder liefen oder ich aus den Teilen etwas Neues zusammensetzen konnte. Diese nüchterne Eindeutigkeit, mit der Geräte funktionierten oder nicht funktionierten, allein von ihrem technischen Zustand abhängig, fand ich wunderbar. An verregneten Tagen legte ich die Teile auf dem Boden meines Zimmers aus und sah sie mir einfach an. Jede Kante und jede Rundung war mir vertraut.

Meine Schrauben und Drähte leisteten mir Gesellschaft. Auf dem Spielplatz legte ich mich mit den Mädchen an, die hinter meinem Rücken tuschelten und Jungen die kalte Schulter zeigten, weil sie zu mir kumpelig waren und behaupteten, sie wollten mit mir befreundet sein. Als Callum Jenkins einmal in der Mittagspause angeschlurft kam und mir sagte, ich sei ziemlich cool für ein Mädchen, biss ich ihm in den Arm, bis ich Blut schmeckte.

Als Teenager wurde ich launisch und kämpferisch. Ich zickte Nachbarn an, wenn sie mich nach meinen Lieblingsfächern fragten, und bäugte mürrisch kritische Tanten und Onkel. Die Cousins und Cousinen, die scharenweise zu Besuch kamen, beschimpfte ich laut. Meine Mutter schenkte mir ein Buch: *Menschen für sich gewin-*

nen. Ich sagte ihr, sie solle mich mit dem Scheiß in Ruhe lassen.

Mit sechzehn hatte ich mir beigebracht, Monster zu sein.